


Expert:inneninterviews zum Schattenbericht

Begleitend zur Erarbeitung des Schattenberichtes hat die „Fachgruppe Armut und System“ der „Deutschen Gesellschaft für Systemische Therapie, Beratung und Familientherapie“ (DGSF e.V.) Expert:inneninterviews geführt, die den Bericht ergänzen und veranschaulichen.

 Marcel Fratzscher, Deutsches Institut für Wirtschaftsforschung

Marcel Fratzscher ist Präsident des „Deutschen Instituts für Wirtschaftsforschung“ (DIW Berlin) und Professor an der Humboldt-Universität zu Berlin. Zuvor hat er unter anderem über zehn Jahre für die Europäische Zentralbank gearbeitet. Er ist der Verfasser zahlreicher Bücher, unter anderem „Verteilungskampf“ (2016) und zuletzt „Geld oder Leben. Wie unser irrationales Verhältnis zum Geld die Gesellschaft spaltet“. Das Interview wurde im Mai 2024 geführt und erscheint in einer gekürzten Version. *Weitere Informationen:* www.diw.de



Fachgruppe Armut und System (FG): Sie setzen sich für eine gerechtere Besteuerung ein, für mehr soziale Teilhabe sowie Chancengleichheit und verweisen in Büchern auf eine problematische Entwicklung in Deutschland. Woher rührt Ihre Motivation, sich mit diesen Themen zu beschäftigen? Was treibt Sie an?

Marcel Fratzscher: Ich verstehe mich als Wissenschaftler, der einen Auftrag hat, mit seiner Wissenschaft relevant für die Gesellschaft zu sein. Uns in den Wirtschaftswissenschaften geht es ja nicht um Unternehmen oder Geld oder Produktivität per se, sondern letztlich geht es immer um die Frage: Was ist ein gutes Leben, was ist Wohlstand, was ist Glück, wieso gibt es wirtschaftliches Handeln? Was soll das Ziel davon sein? Wie verbinde ich das? Wir müssen realisieren: Es gibt viele Menschen, die nicht die gleichen Chancen haben wie andere. Was mich motiviert, ist eben sehr stark das, was in einer Demokratie, in einer sozialen Marktwirtschaft essenziell ist: das Thema Freiheit und Chancengleichheit für alle. Alle müssen die gleichen Freiheiten haben, und deshalb ist dieses Thema „Chancen“, letztlich auch soziale Teilhabe, das dazugehört, für mich so wichtig.

FG: Resultiert daraus Ihre Idee, in den Medien präsent zu sein und eine breite Öffentlichkeit anzusprechen?

Fratzscher: Ich verstehe meine Aufgabe als Wissenschaftler so, die öffentlichen Debatten und Diskurse zu informieren, nicht zu beeinflussen. Meine Aufgabe als Wissenschaftler ist nicht per se eine Seite zu beziehen, sondern zu sagen, das sind die Zahlen, das sind die Fakten, die wir kennen, und das sind auch Lösungsmöglichkeiten, um dieses oder jenes Ziel zu erreichen, wenn das gewünscht ist. Gerade in Zeiten von „alternativen Fakten“, Populismus und verzerrten sozialen Medien, in denen viele in ihrer eigenen Blase leben, halte ich es für umso wichtiger, dass die Wissenschaft sich in diese Diskurse einbringt und Verantwortung übernimmt.

FG: Die Mittelschicht wird ja gerne als Rückgrat der Gesellschaft beschrieben. Welche Ressourcen liegen aus Ihrer Sicht in dieser Mittelschicht?

Fratzscher: Wenn die Mittelschicht schrumpft und immer mehr Menschen entweder nach unten oder nach oben abriften, haben wir immer weniger gesellschaftlichen Zusammenhalt. Und weniger gesellschaftlicher Zusammenhalt heißt weniger Solidarität miteinander. Das heißt mehr Streit. Das heißt, Lösungen zu wichtigen Problemen wie Klimaschutz, digitale Infrastruktur oder Ausbau der öffentlichen Verkehrsinfrastruktur müssen gefunden werden, auch in der gesetzlichen Rente oder Absicherung gegen Arbeitslosigkeit. Diese Dinge werden immer schwerer verhandelbar, wenn jeder das Gefühl hat, mit den Menschen habe ich nichts zu tun, die interessieren mich nicht, mit denen identifiziere ich mich nicht, ich gucke nur auf mich. Deshalb ist die Mittelschicht so wichtig, weil sie im Prinzip der Kitt einer Gesellschaft ist und sagt: Wir haben Gemeinsamkeiten, wir haben gemeinsame Interessen, bei aller Vielfalt, bei allen Unterschieden.

FG: Also gehen Sie davon aus, dass, wenn die Mittelschicht schrumpft, die Unterschiedlichkeit ein Problem ist und dann keine Lösungen mehr überlegt werden können, weil die Pole so weit auseinandergehen?

Fratzscher: Wenn die Pole zu weit auseinandergehen, heißt es, dass immer mehr Menschen keine soziale Teilhabe haben, keine wirkliche Interaktion mit anderen Menschen, keine Gemeinsamkeit. Aber wenn die Polarisierung so groß ist, dann wird Andersartigkeit vielmals als etwas Negatives wahrgenommen, und in dieser Situation sind wir heute. Es hat natür-

lich nicht nur eine gesellschaftliche, soziale Komponente und eine wirtschaftliche Komponente, sondern auch eine politische. Eine Demokratie kann nicht funktionieren, wenn eine Gesellschaft zu gespalten ist. Wir sehen das bei Menschen, die in Armut leben, die keine soziale Teilhabe haben. Die haben auch keine politische Teilhabe, die haben keine Stimme. Die gehen nicht zu den Wahlen; das heißt auch, die Politik setzt sich nicht für sie ein, und dann kommen wir in solche Debatten, die wir heute haben.

FG: Was bedeutet es dann aber für die wirtschaftliche Situation, wenn Menschen ihre Ressourcen und Fähigkeiten nicht einbringen können?

Fratzscher: Mir ist es immer ganz wichtig zu betonen, dass ein starker Sozialstaat, ein hohes Maß an Solidarität und gesellschaftlicher Zusammenhalt die Grundvoraussetzung für wirtschaftlichen Erfolg sind; und das ist die Idee der sozialen Marktwirtschaft. Ein Markt, eine Volkswirtschaft kann nur dann wirtschaftlich Wohlstand schaffen, wenn es Chancengleichheit gibt, wenn jeder Mensch idealerweise die gleichen Möglichkeiten hat, sich einzubringen, seine eigenen Talente und Fähigkeiten zu nutzen. Dass wir so eine geringe Chancengleichheit im Bildungssystem in Deutschland haben, ist nicht nur sozial und politisch, sondern auch wirtschaftlich ein Problem, weil das ganz konkret heißt, dass ganz viele Kinder und Jugendliche heute ihre Potenziale nicht entwickeln können, weil staatliche Institutionen versagen.

FG: In einer Kolumne hatten Sie erwähnt, Kapitalismus sei nicht das Problem. In vielen emanzipatorischen Gruppen ist eine Kapitalismuskritik ein wichtiger Standpunkt. Was ist Ihre Idee davon, wie Kapitalismus bei der Bewältigung von Krisen, wie zum Beispiel der Klimakrise, nützlich sein könnte?

Fratzscher: Ich glaube, häufig liegen wir gar nicht so weit auseinander. Aber wir müssen erst mal definieren: Was bedeutet denn eigentlich Marktwirtschaft und was Kapitalismus? Der Staat setzt die Spielregeln, aber innerhalb dieser Spielregeln kann jeder Dinge tun und ausprobieren, und es besteht ein Wettbewerb für die besten Ideen. Die Systemkritik geht häufig dahin, dass Exzesse stattfinden, dass massive Zerstörung von Klima und Umwelt stattfindet und Unternehmen das einfach machen und sagen: Es interessiert uns doch nicht, dass da jetzt nochmal CO₂ ausgestoßen wird, Ressourcen aufgebraucht werden oder Umweltzerstörung stattfindet. Das Problem ist nicht der Markt, sondern das Problem ist, dass der Staat diese Spielregeln nicht richtig setzt. Jetzt positiv ausgedrückt: Wenn man sich überlegt, was wir brauchen, um Klimaschutz zu schaffen, um die Transformation, auch Wohlstand zu schaffen für möglichst viele Menschen – dafür ist der Markt super, weil er letztlich sagt, wir wollen die besten Ideen.

FG: Sie haben in Ihren Büchern verschiedene Zukunftsideen beschrieben. Wenn wir jetzt mal auf soziale Teilhabe schauen, auf eine gerechte und faire Verteilung von Chancen und finanziellen Ressourcen, welche Zukunft wünschen Sie sich für Deutschland?

Fratzscher: Ich wünsche mir eine Zukunft, die erst einmal überhaupt bedeutet, dass die Menschheit in 100 und 200 Jahren noch existiert. Erster Punkt: Lebensgrundlage sichern heißt Klimaschutz, Umweltschutz, natürlich auch geopolitischer Frieden. Dann als nächsten Schritt würde ich mir wünschen, dass Deutschland eine Verantwortung weltweit übernimmt. Das tun wir häufig. Wir nehmen Geflüchtete auf, das finde ich gut. Dass wir Solidarität nicht nur national definieren, sondern auch global, gehört für mich dazu. Wenn ich jetzt auf Deutschland blicke, wie wir als Gesellschaft leben wollen, geht es für mich sehr stark um Freiheit und Eigenverantwortung. Da geht es um Chancengleichheit, und die fängt mit dem ersten Tag nach der Geburt an. Die wichtigsten Entscheidungen in Bezug auf Chancengleichheit werden im Leben häufig in den ersten sechs Jahren, in der frühkindlichen Zeit gesetzt. Da ist Deutschland wirklich schlecht, wir haben eine sehr geringe Chancengleichheit in der Kindheit und Jugend. Das hat natürlich eine gesundheitliche Komponente, es hat eine Bildungskomponente. Es beinhaltet eine Perspektive, dass man als Erwachsener frei entscheiden kann, dass man ausreichend Möglichkeiten hat, durch Arbeit ein unabhängiges, auch finanziell unabhängiges Leben führen zu können. Und das Thema Solidarität, soziale Teilhabe. Wir wissen, Gesellschaften sind deutlich besser darin, große Herausforderung, große Krisen zu bewerkstelligen, wenn sie ein hohes Maß an gesellschaftlichen Zusammenhalt und Solidarität haben; und ich glaube, da sind wir Europäer gut. Und wir haben es in der Vergangenheit, glaube ich, auch mal deutlich besser gemacht.

FG: Sie hatten die wichtige Zeit in der Kindheit/Jugend angesprochen. Was denken Sie, wo müsste man da konkret ansetzen?

Fratzscher: Zwei Dinge. Erstens: die Familie. Sie ist das Allerwichtigste in den ersten sechs Jahren. Mutter und Vater oder Eltern, Familie, das Umfeld, dass sie gesund sind, dass sie Zeit haben für ihre Kinder, dass sie die Möglichkeit haben, ma-

terriell wie auch emotional, sich um die Kinder zu kümmern und ihnen das mitzugeben, was notwendig ist – Liebe, Nähe, Vertrauen. Und das zweite ist natürlich frühkindliche Bildung. Auch da sehen wir in der wissenschaftlichen Forschung, wie wichtig es ist, Teil einer Gruppe zu sein, soziales Verhalten zu lernen.

FG: Ein Gedankenspiel: Nehmen wir mal an, ich käme in Berlin am Bahnhof an und würde aussteigen, und diese Wunschzukunft, die Sie gemalt haben, wäre tatsächlich Realität geworden. Woran würde ich es als erstes merken?

Fratzscher: Das würde ich als erstes merken, indem ich keine Menschen sehe, die Flaschen sammeln, die obdachlos oder drogenabhängig sind, die unter der Brücke übernachten. Wir realisieren nicht, wie viele Menschen in Armut, in Verzweiflung, mit großen gesundheitlichen Problemen leben. Auch wenn ich so viel Zug fahre, dass man sagt, irgendwann hat man sich wahrscheinlich daran gewöhnt. Aber ich will mich nicht daran gewöhnen, dass es dieses Bild in einem wahn-sinnig reichen Land gibt. Und das führt mir immer wieder vor Augen, dass wir in mancher Perspektive als Gesellschaft versagen.

FG: Wenn wir uns eine Skala vorstellen, auf der eine Zehn bedeutet, wir hätten tatsächlich diese Zukunft erreicht, eine Eins wäre der weit entfernteste Punkt. Wo sind wir gerade auf der Skala?

Fratzscher: Global würde ich sagen, sind wir bei der Vier, in Deutschland sind wir bei der Sechs; also man kann sagen, das Glas ist halb voll oder halb leer. Bei aller Kritik möchte ich auch betonen: Wir sollten uns bewusst sein, wie privilegiert wir in Deutschland sind, dass wir eben nicht bei der Vier, sondern bei der Sechs oder vielleicht bei der Sieben sind. Wir sind also schon deutlich privilegierter als 95 Prozent der anderen Länder und Menschen in der Welt.

FG: Wenn wir uns auf Deutschland fokussieren, dann wären wir ungefähr bei einer Sechs in einer privilegierten Situation. Ist es für Sie denkbar, dass wir uns der Zehn annähern oder gar die Zehn erreichen?

Fratzscher: Eine Zehn ist nicht erreichbar, sonst wären wir keine Menschen, sonst wären wir Maschinen, und das wäre auch wieder nicht gut. Aber ja, annähern sollten wir uns unbedingt. Ich denke schon, dass eine Acht oder eine Neun möglich und noch viel Spielraum nach oben ist. Vielleicht waren wir auch schon mal bei der Sieben und sind wieder ein Stück zurück. Wenn ich mir das Thema Klimaschutz, Umweltschutz anschau – mit Sicherheit sind diese Probleme heute ein Vielfaches höher als sie vielleicht noch vor 40, 50 Jahren waren. Wenn ich die geopolitischen Konflikte anschau, das ist auch bedrohlich. Auf der anderen Seite, wenn ich mir zum Beispiel China angucke, wie viele Menschen sie aus der Armut gebracht haben, muss man auch sagen: Es gibt in manchen Teilen der Welt riesigen Fortschritt. Aber wir müssen aufpassen, dass wir nicht weiter zurück rutschen.

FG: Wir hören heraus, es ist auch Zuversicht da, dass es sich in eine gute Richtung entwickeln könnte. Was macht Sie zuversichtlich oder was könnte uns zuversichtlich machen?

Fratzscher: Was mich zuversichtlich macht, ist, dass wir dort sind, wo wir heute sind: dass wir einen unglaublichen materiellen Wohlstand haben, dass wir eine hohe Lebenserwartung haben, dass wir ein gutes Gesundheitssystem und eigentlich für so viele Herausforderungen die Lösung haben. Wir wenden sie nicht immer an, nicht immer werden alle Menschen mitgenommen – das ist ein Problem. Aber wir haben immer wieder große Krisen und Herausforderungen gelöst, gerade wir in Deutschland, wenn man unsere eigene Geschichte anguckt. Es ist bemerkenswert, was auch in den letzten 80 Jahren geleistet wurde, und das sollte uns Grund zum Optimismus geben. Wir sollten natürlich die Probleme verstehen, aber wir sollten auch die Stärken besser nutzen, die es uns in der Vergangenheit immer wieder möglich gemacht haben, große Herausforderungen erfolgreich zu bewerkstelligen. Übrigens gehört dazu auch die Wiedervereinigung. Auch wenn viele sich mehr gewünscht hätten, gar keine Frage, aber wenn man mal sehr objektiv draufschaut, ist das schon eine gigantische Leistung, die vor allem Menschen in Ostdeutschland erbracht haben.

FG: Was könnte das größte Hindernis sein, wieder zurück auf die Sieben zu kommen?

Fratzscher: Erstens unsere Arroganz und Überheblichkeit als Deutsche, dass wir glauben, wir können das alles besser. Wir brauchen eigentlich gar nicht den Rest der Welt oder den Rest Europas. Das ist ein riesiges Problem, denn alles, worüber wir jetzt gesprochen haben – Klimaschutz, Umweltschutz, geopolitische Konflikte, Migration, Ressourcen, technologischer Wandel –, sind globale Herausforderungen, die wir nicht national lösen können. Wir brauchen mehr Kooperation mit den anderen Ländern, mit den anderen Nationen, vor allem in Europa, aber auch global. Das ist das erste. Das zweite, was sicherlich problematisch ist: Wir müssen uns mehr zu einer offenen Gesellschaft entwickeln. Wie ist das mit der Willkommenskultur in Deutschland? Wenn ich internationale wissenschaftliche Studien vergleiche, dann sind wir eines

der Schlusslichter. Wenn man sich dann die Diskussion über Leitkultur anhört, dieses Denken, Integration ist Assimilation, also dieses ganz enge Bild von dem, was es heißt, Deutsche:r zu sein und in Deutschland willkommen zu sein, das funktioniert nicht! Das ist einfach weltfremd und kontraproduktiv. Wir sind eine vielfältige Gesellschaft, schon heute. Es gibt ganz unterschiedliche Lebensentwürfe. Was Glück, Lebenszufriedenheit und Erfüllung bedeuten, das ist so unterschiedlich über Menschen hinweg. Wir müssen diese Vielfalt viel stärker als etwas Positives erkennen und mehr Wertschätzung für sie aufbringen. Und solange wir das nicht tun, wird es schwierig sein, diesen gesellschaftlichen Zusammenhalt zu schaffen.

FG: Was können Einzelne tun, damit sich unser Land in diese Richtung entwickelt?

Fratzscher: Ja, es funktioniert nur, wenn jede:r Einzelne sich engagiert. Wir haben manchmal diese völlig verquere Vorstellung von Demokratie. Die Politik soll „da oben“ mal das machen, was richtig ist, und wir gucken dann alle vier, fünf Jahre, ob uns das gefällt oder nicht. Das funktioniert natürlich nicht. Letztlich müssen wir als Bürgerinnen und Bürger selbst individuell in unserem Umfeld Verantwortung übernehmen. Das kann Verantwortung für die eigene Familie sein. Genauso wichtig ist es, Verantwortung für andere zu übernehmen, sich gesellschaftlich oder ehrenamtlich zu engagieren in Vereinen, in Verbänden, für Menschen, die Solidarität benötigen. Und Solidarität kann man nicht verordnen von oben. Das muss gelebt werden, und deshalb ist es auch eine Stärke, dass wir sehr viele Vereine, sehr viele Ehrenamtliche in Deutschland haben. Ich würde mir wünschen, dass sich da mehr Menschen engagieren. Ich würde mir wünschen, dass auch die Menschen, die extrem privilegiert sind, die viel Vermögen, viel Einkommen, viele materielle Möglichkeiten haben, sich stärker einbringen, auch finanziell. Zu sagen, ich zahle eine Menge Steuern, damit habe ich meinen Teil getan – damit haben wir keine solidarische Gesellschaft.

FG: Sie haben den deutschen Sozialstaat im Vergleich zu nordischen Ländern eher als „deaktivierend“ beschrieben. Was ist darunter zu verstehen?

Fratzscher: Es ist wichtig, dass wir einen starken Sozialstaat haben. Aber zu viele der Sozialsysteme greifen erst dann, wenn ein Schaden entstanden ist, wenn Menschen krank geworden sind, wenn sie arbeitslos geworden sind, wenn sie soziale Probleme haben. Das ist der passive Sozialstaat. Der agiert oder reagiert erst, wenn es eigentlich schon zu spät ist. Und ein proaktiver Sozialstaat ist einer, der viel des Schadens zu verhindern versucht, indem er sagt: Okay, hier ist ein Problem bei der Qualifizierung. Wie kann ich Menschen so fit machen, dass sie in Arbeit bleiben können, dass sie die Arbeit tun können, die sie erfüllt und als gut empfinden? Das Gleiche gilt bei der Gesundheit: also viel mehr Vorsorge, viel mehr überlegen, was tut Menschen gut, was brauchen sie? Nehmen wir das Thema psychische Gesundheit. Bei jungen Menschen wissen wir, wie stark das Problem nach der Covid-Pandemie angestiegen ist, und dass die allermeisten Teenager bis in ihre 20er, nicht die Unterstützung erhalten, die sie brauchen. Hier entsteht ein großer Schaden, den sie nie wieder reparieren können. Da würde ich mir wünschen, dass ein Sozialstaat vorsorgend ist, sofort oder sogar vorbeugend agiert, um diesen Schaden zu vermeiden.

FG: Herzlichen Dank für das Gespräch.

Fratzscher: Ich danke Ihnen.

Das Interview führten Anne Gemeinhardt und Lars Wiebke von der Fachgruppe Armut und System der DGSF e.V.